

# **Die Kunst des heiteren Erkennens: Vom (Un-)Sinn des Lachens in der Forschungswerkstatt**

Lisa Janotta (Universität Osnabrück)

Kirsten Sander (Hochschule Bremen)

4. Juli 2024

Lieber Andreas, liebes Auditorium,

es ist leicht, zu lachen, wenn man kann. Und so manchen bleibt das Lachen im Halse stecken, bierernst wird es rasch, auch oder insbesondere, wenn man forscht. Und doch war uns gleich klar, dass Lachen und Erkennen die Themen sind, welche sich anlässlich einer Abschiedsvorlesung für dich, lieber Andreas, quasi geradezu aufdrängen. Wer Andreas Hanses kennt, weiß, er lacht gern. Wer jemals mit ihm in einer Forschungswerkstatt sitzen durfte, hat erfahren, dass das Lachen dem gemeinsamen Sprechen über das Material, dem Ringen um Erkenntnisbildung innerhalb einer Interpretationsgemeinschaft, eng verbunden zu sein scheint. Doch wie gehören Lachen und forschendes Erkennen zusammen? Ist das von Andreas Hanses über mehr als sechs Jahre geleitete DFG Forschungsprojekt zur „Konstruktion des Sterbens“ womöglich ein Schlüssel hierzu? Was verbirgt sich hinter dieser Kunst des heiteren Erkennens gerade dann, wenn das Leben schwer wird, Endlichkeit erfahrbar wird?

Ist Heiterkeit im Erkennen etwas, das man sich angewöhnen kann, das sich womöglich erlernen lässt? Und: Muss man hierfür womöglich an der Uni Bremen gewesen sein? In jedem Fall werden wir auch einen Bremer Wissenschaftler hier gern zitieren.

Woher kommt das Lachen und wann ist es ein gutes, wann ein störendes, womöglich „unangemessenes“ oder gar „diskreditierendes“ Lachen? Anders gesagt: Wie macht Lachen Sinn, wo es doch aus dem Unsinn zu kommen scheint? Geht das überhaupt?

Theodor W. Adorno hatte bereits in der „Dialektik der Aufklärung“ eher eine negative Haltung zum Lachen, vor allem dem grundlosen Lachen gegenüber.

*„Gelacht wird darüber, daß es nichts zu lachen gibt. Alle mal begleitet Lachen, das versöhnte wie das schreckliche, den Augenblick, da eine Furcht vergeht. Es zeigt Befreiung an, sei es aus leiblicher Gefahr, sei es aus den Fängen der Logik.“* (Horkheimer/Adorno 2006: 149)

In seinem Seminar „Zur Soziologie des Lachens“ vom Wintersemester 1964/65 wollte er mit Studierenden eine „Typologie des Lachens“ erarbeiten. Dabei sollten vorrangig nicht bestehende Theorien zum Lachen gelehrt werden, sondern mittels alltäglicher Beobachtungen und studentischer Schilderungen neue Erkenntnisse erlangt werden können (vgl. Schörle 2003). Es ist nicht wirklich überliefert, was in diesem Seminar tatsächlich gelang und ob die gefundenen Materialien gar zum Lachen selbst anregten.

Ein tieferer Blick in die Bücher macht schnell klar: Was Lachen ist, ist schwer zu fassen. Vielleicht sagt das bereits etwas über das Phänomen des Lachens aus, dass es nicht als Ganzes, Einheitliches zu fassen ist. Man kann kaum von einer Theorie des Lachens sprechen. Vielmehr finden wir von verschiedenen Philosoph:innen und Soziolog:innen Einlassungen zum Lachen. Wir wollen uns hier mit dir, Andreas und mit euch und Ihnen, liebes Auditorium, auf einen theoriegeleiteten, aber vor allem lustvollen Spaziergang begeben.

Unsere vorgestellten Überlegungen überlagern sich, stehen in Widerspruch zueinander und wir werden zu keinem rechten Ende kommen. Unsere Erkundungen des Lachens sind in diesem Sinne ein gewagtes, vielleicht auch selbst lachhaftes Unterfangen, dessen Ende nur ein Witz sein kann. Es geht im Folgenden um das Unbehagen der Lächerlichkeit, den Zusammenhang von Lachen und Macht, das gefährliche Lachen, in welchem ein Kontrollverlust die Ordnungen bedroht und dem Lachen, welches es uns ermöglicht, in Distanz zu uns und dem oder den anderen zu kommen. Alles im allen geht es um die Frage: Was und wie lässt sich im Lachen erkennen?

In Kants „Kritik der Urteilskraft“ heißt es:

*„Es muß in allem, was ein lebhaftes erschütterndes Lachen erregen soll, etwas Widersinniges sein (woran also der Verstand an sich kein Wohlgefallen finden kann). Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen*

*Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.“ (Kant [1790] 1977: 273)*

Bleibt also nichts nach dem Lachen? Alles ist gleich und zugleich ganz anders.

Nach dem Lachen, wenn wir uns beruhigt haben, unsere Körper, die Gesichter wieder unlachend unter unserer Kontrolle sind, wir uns in der Sicherheit unserer kritischen Vernunft wähnen, holen wir tief Luft und schauen uns verblüfft um. Wir starten mit Überlegungen zum Unbehagen der Lächerlichkeit, dem Auslachen und der Macht.

## **Unbehagen der Lächerlichkeit: (Aus-)Lachen und Macht**

,Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.‘ Im Folgen geht es um Lächerlichkeit, um unser Unbehagen mit dem Lachen, aber auch um die Frage der Macht. Wer lacht über wen? Und was bedeutet dies für unsere empirische Forschungspraxis?

Zunächst aber zur Frage: Warum lachen wir? Manch einer und manch eine wird schon Zeugin geworden sein von der Bitte, einen Witz zu unterlassen. ,Darüber lacht man nicht.‘ Der Witz verachtet, macht lächerlich, stellt bloß und macht andere und Anderes zum Objekt des Gespötts. Und wie oft geht es in sozialpädagogischen Forschungsdaten um belastende Erfahrungen, um Ausweglosigkeit, um Gewalt und strukturelle Ungerechtigkeit. Zurecht: Wird so etwas lächerlich gemacht, sollten wir zurückschrecken. Und in der Tat – auch Philosophen vor uns haderten mit dem Lachen und untersuchten es entlang der Linie des Unbehagens mit der Lächerlichkeit.

Allen voran Platon, vor allem in seinen früheren Schriften ein großer Skeptiker des Lachens. Dieser legte Sokrates eine Anekdote über Thales von Milet in den Mund. Laut Friedemann Richert kursierte sie wohl schon „zu [Thales’] Lebzeiten im 7./6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung“:

*„Wie auch den Thales, o Theodoros, als er, um die Sterne am Himmel zu beschauen, den Blick nach oben gerichtet in den Brunnen fiel, eine artige und witzige thrakische Magd soll verspottet haben, daß er, was am Himmel wäre, wohl strebte zu erfahren, was aber vor ihm läge und zu seinen Füßen, ihm unbekannt bliebe.“ (Richert 2009: 23)*

Folgen wir Richert, so gilt der weltliche Spott der thrakischen Magd hier nicht nur dem armen Thales, sondern dem Philosophieren im Allgemeinen, das sich in den praktischen Fragen des Lebens so ungelassen gibt (vgl. ebd.). So gesehen, hat Platon allen Grund, zu monieren: Darüber macht man keine Witze.

Dem Philosophen Joachim Ritter fallen beim Nachdenken über das Lachen Wilhelm Buschs zweifelhafte pädagogische Spottgeschichten ein. Ich zitiere: „Die Dinge, die bei Busch geschehen, kennen mit wenigen Ausnahmen kein Beinahe und keine Abschwächung. Ihr Ende ist schlimm, und es ist eindeutig. Der Mensch ertrinkt und erfriert, er wird zermahlen und er verbrennt“ (Ritter 1993: 92f.). Buschs simpler Paarreim drängt das Drama ins Lächerliche:

*„Und hilflos und mit Angstgewimmer  
Verkohlt das arme Frauenzimmer.  
Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,  
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.“* (ebd.: 93)

Es ist eine einhellige philosophische Erkenntnis, dass das Lachen auf die Spannung zwischen der guten Ordnung und dem Chaos; dem Gewollten und dem Versagen (vgl. Bergson), mithin zwischen Leben und Tod (vgl. Ritter) reagiert. Der Lebensphilosoph Henri-Louis Bergson ergänzt:

*“Das Lachen ist mit einer gewissen Empfindungslosigkeit verbunden. [...] Stellen Sie sich [...] abseits, betrachten Sie das Leben als unbeteiligter Zuschauer - und manches Drama verwandelt sich in eine Komödie. [...]“* (Bergson 1993: 34-35)

Dass wir uns und unseren Mitmenschen so erbarmungslos die Verletzlichkeit vorhalten, macht uns als Menschen nicht unbedingt sympathisch. Henri Bergson entlässt uns aber nicht mit dem schalen Gefühl angesichts menschlicher Unbarmherzigkeit, sondern sucht nach dem Sinn des Lachens als einem alle Zeiten überdauernden Phänomen. Er argumentiert: „Um das Lachen zu bestimmen, [...] müssen [wir] seine nützliche Funktion bestimmen, und das ist eine soziale Funktion“ (Bergson 1993: 37). Wir werden sehen, ob uns dies den Menschen sympathischer macht.

Laut Bergsons Analyse verlangt die Gesellschaft von den Mitgliedern Beweglichkeit. Sie sollen sich den beständig wechselnden sozialen Begebenheiten anpassen, handlungsfähig bleiben im fortwährenden Wandel der Verhältnisse. Warum dies so sei, darauf gab Bergson seinerzeit keine Antwort.

Eine pädagogische Antwort nach dem Warum lässt assoziieren, dass der sich selbst regulierende und sich anpassende Mensch keiner Fürsorge und keiner weiteren Erziehung bedarf. Welch Entlastung für die Gemeinschaft! Wir müssen allerdings feststellen, dass Menschen fortwährend „*aus der Reihe [tanzen]*“ (ebd.: 43). Dass sie nicht passen, dass sie nicht bemerken, wie sich der Wind gedreht hat, dass sie quasi mechanisch an ihren Routinen festhalten, wo doch die Zeit nach Fortschritt ruft, dass sie die Nuancen des Angemessenen verpassen und sich danebenbenehmen. Bergson sagt: „*Diese Steifheit ist das Komische, und das Lachen ist ihre Strafe.*“ (ebd.: 44) Und weiter: Dieses Lachen ist eine soziale Geste.

„*Durch die Furcht, die [diese Geste; LJ/KS] einflößt, korrigiert es das Ausgefallene; [das Lachen; LJ/KS] sorgt dafür, dass gewisse Handlungsweisen, die sich zu isolieren und einzuschlafen drohen, stets bewusst und aufeinander abgestimmt bleiben, kurz, es lockert jede mechanische Steifheit, die an der Oberfläche des sozialen Körpers übriggeblieben sein könnte.*“ (ebd.)

Und im Rückschluss auf die soziale Bedeutung schließt Bergson:

„*Das wahrhaft lebendige Leben darf sich nie wiederholen. Wo eine Wiederholung stattfindet, [...] da vermuten wir immer einen hinter dem Lebendigen tätigen Mechanismus.*“ (ebd.: 52)

Halten wir also fest, dass wir uns mit dem Lachen unserer Menschlichkeit versichern. Das Lachen markiert die Grenze dessen, was wir uns gegenseitig als normal zugestehen. Es zeigt den Bereich auf, in dem jemand nicht mehr als ganz anpassungs- und handlungsfähig markiert wird. Darin liegt auch die ganze Härte der menschlichen, machtvollen Urteile. Nicht selten trifft das Lachen diejenige, die als zu dick gilt. Den, der stottert. Die, die sich Essen auf die Kleidung kippt und den, der stolpert. Ein solches Lachen ist nicht wohlmeinend und freundlich. Und Sie werden an dieser Stelle wahrscheinlich zustimmen: Nein, sympathisch ist dies ganz sicher nicht.

Wir können es an dieser Stelle aber auch empirisch wenden und festhalten: Das Lachen ist eine intuitive Reaktion auf den Bruch des Gewöhnlichen, mit dem, was wir voneinander erwarten. Es zeigt uns, an welcher Stelle Menschen die Grenzen zwischen normal und unnormal sehen. Zwischen fähig und unfähig. Zwischen schön und hässlich und auch zwischen lebendig und tot. Und ja – diese menschlichen Grenzziehungen sind machtvoll und allzu oft schmerhaft für die, die lächerlich gemacht und ausgeschlossen werden. Das Lachen aber heißt: Wir

kennen diese Regeln. Auch ganz uneingestanden spielen wir alle mit im machtvollen Spiel dieser Reihen, aus denen man nicht heraus tanzen soll und dieser Rahmen, aus denen wir nicht fallen oder gar springen sollen. Das Lachen kann uns daher als Heuristik dienen, etwas über unser implizites Wissen um diese Grenzen zu lernen.

Blicken wir in die Forschungswerkstatt. Folgen wir dieser Idee, so gilt es, nicht nur das Lachen in unseren empirischen Daten zu analysieren, sondern auch uns selbst während der Interpretation: Was ist es, das in unseren Daten oder auch in unserer Analyse nicht zu ‚stimmen‘ scheint, das uns provoziert und uns zum Lachen bringt?

Bleiben wir noch einen Moment bei der Frage von Lächerlichkeit und Macht.

Dass die Grenze zwischen Normalem und Ausgeschlossenem, dem Vernünftigen und dem Irren auf machtvoller Weise durch Lächerlichkeit markiert wird, bringt uns auch Michel Foucault nah. In seinem Werk *Wahnsinn und Gesellschaft* beschreibt er den gesellschaftlichen Umgang mit der Figur des Narren im Mittelalter. Ich nehme Sie und euch mit auf diesen kleinen gedanklichen Umweg, auf dem wir erkunden: Welchen Platz hat der Wahnsinn, welche Beziehung hat er zur Vernunft? Ich nehme Sie und euch mit auf ein Narrenschiff. Im späten Mittelalter kultivierte man den Versuch, die kranken, unpassenden, die die Mehrheitsgesellschaft überfordernden Menschen aus dem alltäglichen Raum zu verbannen. Man verlud sie auf Schiffe, übergab sie Schiffen mit Auftrag, sie soweit wie möglich hinweg zu bringen (vgl. Foucault 2022: 26). Diese tatsächliche Praxis inspirierte nicht wenige literarische Schöpfungen in der Frührenaissance. Foucault beschreibt die literarische Figur der Narrenschiffe als „*stark symbolische Schiffe mit Geisteskranken auf der Suche nach ihrer Vernunft*“ (ebd.: 27). Wir sprechen hier von einer Grenzpraxis zur Verdrängung des Wahnsinns, die sich ihrer flüssigen Durchlässigkeit nur halb bewusst ist. Foucault beschreibt weiter: „*Wasser und Wahnsinn sind im Traum des abendländischen Menschen für lange Zeit verbunden*“ (ebd.: 29).

Der Wahnsinn wird dabei an die zweideutige Figur des Narren gebunden, der verlacht werden kann. Allerdings erhält er im kulturellen Bewusstsein einen ganz spezifischen Platz: Er „*ist bald nicht mehr die vertraute und lächerliche Gestalt am Rande, sondern nimmt die Hauptrolle ein, als sei er im Besitz der Wahrheit*“ (ebd.). Der Narr wird magisch aufgeladen, beinahe zum Sehnsuchtsort der Vernunft. Foucault weiter:

*„Die Vernunft kann keinen Wahnsinn feststellen, ohne sich selbst in den Besitzverhältnissen in Frage zu stellen. Die Unvernunft ist nicht außerhalb der Vernunft befindlich, sondern gerade in und von ihr umhüllt, [...].“* (ebd.: 351)

Wir lernen: Erst durch die Markierung, durch den symbolisch hergestellten Abstand, gelingt es der Vernunft, sich selbst zu verorten, eine Gestalt zu bekommen und ihr Terrain zu markieren. Wenngleich die Gefahr, in den Bereich des Ungewissen hinein gezogen zu werden, auch durch die größte Anstrengung nicht gebannt werden kann.

Kommen wir also zurück auf den festen Boden, von dem wir nun wissen, dass auch er nur ein Ufer ist, nah am Wasser und jederzeit von der Flut heimgesucht werden kann. Kommen wir zurück zum klar umgrenzten Raum der Forschungswerkstatt. Stellen wir uns einen grünen Tee und ein paar Kekse in die Mitte.

Wie inspiriert dieser erste Bogen unsere Forschungspraxis? Ganz sicher werden Sie und werdet ihr schon allerlei gedankliche Bögen um Forschungsethik gespannt haben. Ist es angemessen, über, neben, mit und trotz Forschungsdaten zu lachen? Und wenn ja, über welche Daten? Wahrscheinlich werden wir uns aber auch eingestehen müssen: Über unser Lachen verfügen wir nicht immer. Daher bleibt festzustellen: Das Lachen kann uns wichtige Spuren zeigen. Es ist unsere intuitive Reaktion auf den Bruch des Gewöhnlichen. In der Rekonstruktion kann es uns zeigen, wo diese Bruchlinien entlang verlaufen.

Und nicht zuletzt, mit Blick auf Foucaults Überlegungen, können wir uns fragen, wie unsere Beziehung zu dem ist, was wir, wenn nicht lächerlich, so doch lachenswert finden: Es wäre eitel zu denken, wir würden uns lediglich über etwas erheben. Noch einmal Foucault: „*Die Unvernunft ist nicht außerhalb der Vernunft befindlich, sondern gerade in und von ihr umhüllt.*“ (ebd.) Wir sollten uns eingestehen, dass wir im Lachen allzu sehr zeigen, wie sehr wir Teil dessen sind, das uns zum Lachen bringt, auch wenn wir es vielleicht gern auf Abstand halten wollen.

## Lachen als Kontrollverlust

Und damit komme ich zum zweiten Teil. Wie bereits angedeutet: Auch wenn wir wissen, dass man nicht lacht, wenn jemand vom Baum fällt – wir verfügen nicht

darüber, ob es uns zum Lachen reizt, nicht darüber, wohin die Phantasie uns trägt, ob wir uns die Fallende als verunglückte Schwalbe oder als Kartoffelsack vorstellen. Das Lachen ist ein doppelter Kontrollverlust – einerseits der Anlass des Lachens; andererseits unsere körperliche Reaktion darauf.

Der Philosoph und Soziologe Helmut Plessner beobachtete das Lachen in phänomenologischer Art, auch er sammelte und untersuchte Momente des Lachens und versuchte es in seiner alltäglichen Gestalt zu erfassen. Wenn Ihnen und euch das Lachen bis jetzt noch nicht vergangen ist, so lassen Sie uns also etwas fröhlicher weitermachen, die Welt der Verliese, Anstalten und Geisterschiffe verlassen. Plessner eröffnet seine Suche ganz alltagsnah mit der Frage der James-Langschen Affektlehre: „Lacht man, weil man fröhlich ist, oder ist man fröhlich, weil man lacht?“ Was hat es also mit den Anlässen des Lachens auf sich – wie wichtig sind sie für das eigentliche Lachen? Können wir in jeder Stimmung lachen oder müssen wir uns erst in Stimmung bringen, um zu lachen?

Plessner macht uns mit diesen Gedanken das Lachen als ein durch und durch leibliches Geschehen begreiflich.

*„Wem das Herz im Leibe hüpf“, so Plessner S. 120, „weil er eine frohe Botschaft bekommen hat, wer freudig überrascht ist durch ein unerwartetes Geschenk, wer lustig guter Dinge ist, [...] der kann lachen. Aber sein Lachen ist in Wirklichkeit Jubeln. Es ist jenes unbändige Ausschwingen in der Stimme, das dem allgemeinen expansiven Bewegungsdrang der freudigen Bewegtheit folgt. Je unerwarteter, je überraschender das Freude auslösende Ereignis kommt, desto entfesselnder wirkt es. Hat man es [hingegen] lange und mit Sorge erwartet, dann kann der Ausdruck der Freude auch ein ganz anderer sein. Haben wir dann überhaupt noch die Kraft, uns freuen zu können, so wird es uns übermannen und zu Tränen rühren.“*

Das Lachen ist – wie das Weinen – eine Entfesselung der freudigen Erwartung. Es ist gebunden an unsere Haltung zur Welt. Wem das Herz bereits im Leibe hüpf, der und die kann lachen.

Das Lachen als eine Unbändigkeit, reagiert auf die Unordnung, das Überraschende in der Welt. Und genau das wollen wir, sind wir nur in der richtigen Stimmung: Wir suchen den körperlichen Kontrollverlust. „Ein selten guter Witz, eine ungewöhnlich komische Situation, zwingt nicht nur zum Lachen, sie begeistert, sie ist ein Geschenk des Schicksals.“ (Plessner 1993: 121) Und doch ergötzen wir uns nicht nur am fröhlichen Moment, sondern auch am Gegenteil.

*„Wer sich etwa in Gefahr begibt, weil der den ‚Reiz auskosten‘ will“, so Plessner weiter (ebd.: 123), „der sucht die Ambivalenz des Kitzels. Wer die Zweideutigkeit, das Lockere, das Schlüpfrige liebt, den nimmt der Reiz der kitzlichen Dinge gefangen.“*

Plessner führt hier den Kitzel als eine weitere seelische Regung neben dem Lachen ein. Er definiert: Die Ambivalenz des Kitzels bleibt sinnlich gebunden, zum Beispiel an die „*Sensation der Gefahr, der zweideutigen Situation*“ (ebd.: 125). Das Lachen hingegen entfaltet sich dort, wo „*die Ambivalenz zum Doppelsinn [wird], zur Mehrdeutigkeit des Komischen und des Witzes, zur nicht mehr zu bewältigenden Situation der Verlegenheit und der Verzweiflung.*“ Wir lachen über das Unverhältnismäßige. Das Gefangensein. Das Fallen. Im Lachen akzeptieren wir die Ausweglosigkeit.

Mit Plessner können wir das Lachen als einen körperlichen, einen leiblichen Kontrollverlust verstehen, der auf den Kontrollverlust meines oder eines anderen Körpers in der Welt reagiert. Werden wir schließlich überwältigt, bricht das Lachen aus uns heraus. Und doch reißt uns nicht jede Gefahr in den Jubel.

*„Nur solche Grenzlagen reizen zum Lachen, die, ohne bedrohend zu sein, durch ihre Nichtbeantwortbarkeit es dem Menschen zugleich verwehren, ihrer Herr zu werden und mit ihnen etwas anzufangen.“* (ebd.: 170-171)

Mit anderen Worten: Dieser Kontrollverlust sollte sich in gewissen Rahmen halten. Wenn er so total ist, dass er meine Existenz bedroht, so habe ich nichts mehr zu lachen.

Kommen wir von hier aus also wieder zur Forschungswerkstatt. Einerseits ist die Forschungswerkstatt ein handlungsentlasteter Raum, in dem wir uns künstlich dumm, oder auch: zu Narren machen. Wir stellen uns der Welt als einem ungelösten Problem, den Fortlauf des Alltäglichen betrachten wir als etwas Außergewöhnliches. Wonach suchen wir in unseren Daten? Das wissen wir oft zu Anfang unserer Suche nicht so recht und doch können wir die Unbeantwortbarkeit dieser Frage zeitweise gut gelten lassen. In der von der Handlung entlasteten Forschung muss keine Lösung für Probleme sozialpädagogischer Praxis gefunden werden. Vielmehr kann die Forschungswerkstatt einen Raum des Nicht-Verstehens eröffnen, wir versetzen uns künstlich in eine Stimmung der Unbeantwortbarkeit, und gerade diese können die zum Verstehen und auch zum Antworten geneigten Forscher:innen erheiternd finden, eben weil sie hier und an dieser Stelle keinerlei Antwort haben und keine Lösung sehen.

Andererseits, auch dieser Rahmen hat einen Rahmen: Wir sind irgendwann in zeitlicher Not, zu einer Erkenntnis zu kommen, und diese kann geradezu zu einem Problem mittlerer existenzieller Notwendigkeit heranwachsen. Die existenzielle Not, ein Ergebnis zu liefern, wird gerade diejenigen mit befristeten Arbeitsverträgen und am Ende ihrer Befristungshöchstdauer eher den Kopf verlieren denn befreit lachend forschen lassen.

Weil das nicht lustig ist, komme ich lieber schnell auf Platon zurück, denn auch er nahm das Lachen unglaublich ernst – so ernst, dass er es aus der Akademie verbannen wollte – eine Maxime, der sich zumindest sein Schüler Aristoteles nicht beugen wollte. Aber ich will nicht abschweifen, also: zurück zu Platon. Das Lachen stellt für ihn das Gegenteil des kontrollierten, disziplinierten und vernünftigen Weges zu Erkenntnis und Selbsterkenntnis dar. Sie erinnern sich an die thrakische Magd, die über den armen Thales von Milet lacht, wie er in die Sterne blickend kopfüber im Brunnen versinkt. Friedemann Richert fragt sich, warum die Magd dieser Anekdote ausgerechnet aus Thrakien kommen muss und vermutet, dass hiermit ein Bogen zu Thrakien als Ursprung des Dionysos-Kultes geschlagen wird, der als Ursprung der Komödie gilt. Die Komödie als soziale Form, lesen wir weiter, „*unterzieht jeglichen Ernst der Lächerlichkeit*“ (Richert 2009: 25) und es könnte keine größere Kluft zwischen dem „*aufgeklärten und vernünftigen Denken und der Komödie geben*“ (ebd.). Die Komödie mache ohne Scham und Kontrolle „*diejenigen lächerlich, die sich selbst nicht erkennen und darum irrigerweise meinen, jemand zu sein, der sie in Wirklichkeit gar nicht sind*“ (ebd.: 26). Wie gefährlich ist, glauben wir Platon, das Lachen als solches für die Wahrheitssuchenden! Erst der spätere, vielleicht durch eigene Heiterkeit milder gewordene Platon gesteht dem Lachen dann doch einen bildsamen Effekt zu, der es zumindest für die Komödie als legitim erachtet: Denn gerade der gebildete Mensch müsse ja das Laster kennen, um sich von ihm zu distanzieren (vgl. ebd.: 28).

Ich will von einem Glück sprechen, dass Andreas es in der Forschungswerkstatt so gar nicht wie in der platonischen Akademie hielt und wir nicht heimlich, trotzdem und oder gar schamhaft lachten, sondern vielmehr durch sein Lachen inspiriert und angesteckt wurden, uns den Wunderlichkeiten der Subjekte, erstaunlichen Bildungsprozessen und professioneller Unwissenheit fröhlich zu nähern. Mit Plessner können wir hier noch einmal feststellen, dass dies auch durchaus seinen Sinn hat. Denn erst, wenn wir unseren Leib in die fröhliche Erwartung des Erkennens versetzen, dann werden wir auch überrascht werden und wird die Erkenntnis uns aus unerwarteter Richtung vor den Latz springen.

# Lachen als Distanzierung

Wir kommen zu einer weiteren goldig schimmernden Sinnsschicht, die dem Lachen eigen zu sein scheint: Dem Lachen als Distanzierung. Lachen erhebt uns von einer Situation und löst diese Distanznahme zugleich auf. Wir lachen von ganzem Herzen, Augen und Mund geöffnete Bezugnahme, leiblich-körperlicher Untergang in das Gegebene, chancenlos, sich dagegen zu wehren. Wie gelingt und misslingt es, sich im Lachen zu distanzieren, sich die Welt vom Leibe zu halten und womöglich geradewegs in sie hineinzugeraten?

Erneut Plessner mit der kürzesten Fassung dessen, worum es geht:

„*Nur wo ein Verstand ist, kann auch ein Herz sein.*“  
(Plessner (1941) 1982: 349)

Es geht um nichts Geringeres als die Verbindung zwischen Herz und Verstand, diese gilt es zu erkunden. Was geschieht also mit uns, wenn wir beben, schluchzen, gackern, uns nicht halten können vor Lachen oder auch: im Weinen zergehen, aufgelöst sind?

Wenden wir uns kurz dem für Plessner zentralen Grundbegriff der „exzentrischen Positionalität“ (Plessner) zu: In Plessners Theorie der Gefühle bildet Lachen wie Weinen einen der „*beiden Flügel der Kategorie ,exzentrischen Positionalität‘*“ so Joachim Fischer (2013: 275).

Während „exzentrisch“ auf der einen Seite das in Abstand zur eigenen Positionalität gelangen, die Fähigkeit des Menschen zur Welt- und Selbstdistanzierung beschreibt, wird auf der anderen Seite, sozusagen auf der Nachtseite unseres Daseins die Verrückung, das Entrücktwerden und Entzücktwerden, insgesamt das Exzentrischwerden (ebd.: 275) thematisiert. Darin gelangt die offene, unfassbare Welt in uns ein und löst eine nicht rationalzusteuende emotionale Resonanz aus (vgl. Fischer ebd.).

Lachen ist „*durchstimmende Angesprochenheit des Menschen als Ganzem*“ (Plessner (1941) 1982: 349) – so Plessner.

Lachen ist Körper, der gluckst und gurgelt. Wer lacht verliert kurz den Halt, ist Körper, der sich sozusagen selbst ermächtigt, in einer kurzen und kurzweiligen Freiheit und Leichtsinnigkeit, fröhlich in Distanz tretend zu den Selbst- und Weltverhältnissen überhaupt. Diejenige, die exzentrisch lacht, begreift, ohne zu wissen, er-greift Distanz, vielleicht die Flucht vor den Verhältnissen und ist

zugleich gänzlich ergriffen, hineingezogen in die „unfassbar offene Welt“. Lachen ist drum immer beides: Distanz und Resonanz.

Wie geschieht uns, bzw. „Körper“ dieses? Was kitzelt so, dass wir lachen? Es liegt nicht in der Natur der Sache und Lachen ist kein Reflex, sondern eine hochgradig sinnbezogene, spezifisch menschliche Körperreaktion, die auf eine meist kleine, aber sehr akute *Krise des Geistes* antwortet. Helmut Plessner:

*„Gemeinsam ist Lachen und Weinen, dass sie Antworten auf eine Grenzlage sind – (sie sind, K.S. & L.J.) Krisenreaktion mit Antwortcharakter.“* (Plessner (1941) 1982: 378)

Etwas gerät in den Blick der heiteren Forscherin, wird absurd, „grenzlagig“, verrückt, überraschend freudvoll, einfach saukomisch! Was geht vor sich, wenn den sinnhaft orientierten Menschen – zumal den ernsthaft Forschenden – kurzfristig der Boden unter den Füßen weggezogen zu sein scheint und durch das Lachen eine „Krisenreaktion mit Antwortcharakter“ evoziert wird? In der Krise des Geistes, so Plessner, der „*unausgleichbare(n) Mehrsinnigkeit der Anknüpfungspunkte*“ (Plessner, (1941) 1982: 378), springt der Körper sozusagen kurzfristig ein, so dass sich das Gleichgewicht wiederherstellt, an welches wir uns neu sinnvoll anschließen können: Die Körperreaktion Lachen hat einen überzeugenden Antwortcharakter.

Danke, Körper!

In seinen Überlegungen zu den „Anlässen des Lachens“ widmet sich Plessner – neben dem Witz, dem Scherz, der Verlegenheit, dem Kitzeln und Spielen – auch der Komik eine Analyse, die uns für die Frage des heiteren Erkennens noch etwas weiterführen kann. Er argumentiert für das Dazwischen des Komischen, was sich weder dem Verstand noch dem Gefühl zuordnen lässt. Das Viel- und Uneindeutige, der doppelte Boden des Komischen, „*liegt (..) nicht in der rationalen Sphäre, er scheint nur in sie hinein*“ (Plessner (1941) 1993: 145).

Es lässt sich drum gar nicht so leicht klären, warum manche Menschen etwas geradezu totwitzig finden und andere betreten schweigen. Die Gabe des Humors, die Entdeckung des Komischen ist kein rational, logisch oder ästhetisch zu vereindeutigender Konflikt zwischen „wahr und falsch“ oder „gut und böse“, „schön und hässlich“ (vgl. Plessner (1941) 1993: 146). Neben dem Widersprüchlichen, Mehrsinnigen braucht es etwas Weiteres, damit uns etwas zum Lachen bringt: Plessner beschreibt es als Bindung oder auch Anziehung, die

in einer „*distanzlosen Sachverhaftung*“ (Plessner (1941) 1982: 345) liegt. Die Distanznahme im und durch das Lachen erfolgt gegen eine geradezu magische Anziehung, die etwas auf uns ausübt. Ich zitiere Plessner:

*„Die Ablösung, die im Lachen sich anzeigt – im Lachen quittiert der Mensch die jeweilige Situation, d.h., er bestätigt sie und er durchbricht sie – geschieht gegen einen Widerstand. Nur dieser Widerstand erklärt die Spannung, die sich im Lachen löst und der wiederum ist auf die Bindung bezogen, welche die Situation auf den Mensch ausübt. Sie hält ihn fest und verwehrt ihm zugleich jede Möglichkeit der Anknüpfung. (..) Ambivalenz, Mehrdeutigkeit, Mehrsinnigkeit, Sinnüberkreuzung sind auf diesen Antagonismus zwischen Bindung und Unbeantwortbarkeit bezogen.“* (Plessner (1941) 1993: 171).

Wenn das Mehrsinnige, Unerklärliche uns gleichgültig oder völlig fremd und unverständlich ist, lachen wir nicht, sondern harren der Dinge, die uns wieder in vertrautes, sicheres Gelände bringen.

Das heißt auch, nicht lachen können, wenn andere lachen, schließt aus und verweist auf die eigene Unverbundenheit mit dem, was allen anderen komisch erscheint. Und das könnte auch heißen: Wer hermeneutisch forscht, hat viel zu lachen. Da doch hier die deutende Einlassung auf per se fremde Welten das Potential besitzt, die Forschenden hineinzuziehen, sich in Einsichten und Hinsichten verwickeln zu lassen und zugleich durch reflexive, in Distanz bringende Interpretationsschleifen, deren Mehrdeutigkeiten in den Griff zu bekommen sind.

Erneut, wir kichern bereitaleise ob der vielen Fäden und Fädchen, Verwicklungen und Schleifen, die sich in unseren Ausschweifungen finden: Was passiert in einer Forschungswerkstatt, in der bei grünem Tee und guter Schokolade gelacht wird?

Ganz leichthin gesagt: Eine Entlastung von der Zumutung der Sinn-Ordnung anderer Welten, die sich im Material, im Sprechen der anderen präsentieren, ein in Distanz gehen und den Resonanzen des Herzens folgendes, im und durch Körper erfasstes Nicht-Begreifen, ein sich selbst in ein Verhältnis setzen zu den Sinnhaftigkeiten und Widersinnigkeiten des Lebens und Erlebens, der Selbstdeutungen anderer, in ihrer Positionalität verstrickten, über diese selbst hinaus gehende Subjekte, ein ganz Hineingenommen, Angesprochen sein in einer Situation und zugleich eine Distanznahme hierzu, eine glucksende oder

schallende ganz in und durch Körper ausgeatmete Loslösung von der Verhaftung, von der Bindung, die das Unbeantwortete in uns erzeugt.

Liegt darin bereits Erkennen? Verstehe ich anderes, gar mehr, indem ich lache? Wie gelingt es dem, was mich erheiterte, mich hineingezogen hat in die offene Welt, Erkenntnis abzugewinnen? Was braucht es, um im Lachen zu erkennen? Vermutlich das Nachdenken, Sprechen darüber, was es ist, das was mich zum Lachen brachte. Wäre es für die jeweilige Forschung selbst zu erkunden, was das für Sphären und Sinnsplitter sind, die zum Lachen führen? Oder wäre das womöglich ebenfalls ein lächerlicher Versuch einer einseitigen rationalen Einhegung des Lachens, der nur misslingen kann? Plessner selbst bleibt skeptisch, wie weit unser Erkennen hier reichen kann. Seine tröstlichen Worte hierzu:

*„Gäbe es für die Ambivalenz des Komischen einen adäquaten und erschöpfenden begrifflichen Ausdruck, dann wäre dem Komischen die Essenz [...] genommen. Zum Lachen ist es ja nur, weil wir nicht damit fertig werden.“* (Plessner (1941) 1993: 144)

Verlassen wir nun fröhlich Helmut Plessner und schweifen zu weiteren gedanklichen Möglichkeiten, um mit dem Lachen erneut nicht wirklich fertig zu werden.

Der Soziologe Erving Goffman darf an dieser Stelle meines Sprechens selbstverständlich nicht fehlen, lieber Andreas! Er beschreibt Lachen als eine Modulationsform, die den Sinnzusammenhang einer Situation grundlegend verändern kann. Lachen transformiert das, was die Teilnehmer:innen einer Situation als wirklich verstehen. Für die Forscher:innen einer Forschungswerkstatt hat Goffman einen wichtigen Hinweis:

*„Man kann sich mit zwei Seiten des Vorgangs beschäftigen. Eine ist die innerste Schicht, in der sich ein dramatisches Geschehen abspielen kann, das den Beteiligten gefangen nimmt. Die andere ist die äußerste Schicht, gewissermaßen der Rand des Rahmens, der uns sagt, welchen Status das ganze eigentlich in der äußeren Welt hat, wie kompliziert die Schichtung nach innen sei.“* (Goffman (1977) 1996: 96)

Im Lachen verändert sich der soziale Status des Gesagten, Gehörten, Gesehnen. Im Rahmen einer Interpretationssituation wird das Material bereits durch das gemeinsame Sprechen über den Text moduliert, durch das Lachen entsteht eine

weitere äußere Rahmenschicht. Liegt hierin ein Potential der Erkenntnisbildung zu der Frage, welchen Status das Ganze, hier die Forschungsdaten, *eigentlich* in der Welt hat? Die Verschiebungen oder im ursprünglichen Wortsinn Humor: stattfindende Verflüssigungen sozialer Wirklichkeit sind – diese These sei hier gewagt – für das Erkennen dessen, was die „innerste Schicht“, das womöglich „dramatische Geschehen“, welches „die Beteiligten gefangen nimmt“, mindestens hilfreich.

In der Goffman'schen Analyse wird gelacht, weil etwas plötzlich „aus dem Rahmen fällt“ und eine neue Rahmung der Situation erforderlich wird. Es geht um das meist sehr erfolgreiche Bemühen aller Beteiligten, durch das Lachen einen reibungslosen Ablauf einer Situation zu erreichen. Das Komische entsteht insbesondere auch dann, wenn zwei, nicht miteinander zu verbindende, völlig inkompatiblen Rahmungen gleichzeitig erhalten bleiben.

Der Meister dieser Komik schlechthin ist – wer wüsste es besser als du, lieber Andreas – Loriot (vgl. Kotthoff 2024: 225ff.). Wir sagen nur: Zwei sich fremde Herren sitzen ohne Wasser in einer Badewanne:

Müller-Lüdenscheidt: „Die Ente bleibt draußen!“

Kloebner: „Herr Müller-Lüdenscheidt, ich bade immer mit dieser Ente.“

Müller-Lüdenscheidt: „Nicht mit mir.“

Kloebner: „Ich kenne Sie ja erst seit heute.“

Müller-Lüdenscheidt: „Wenn Sie die Ente hereinlassen, lasse ich das Wasser heraus.“

Kloebner: „Das sind wohl die Erpressermethoden Ihrer Gangsterfirma.“

Müller-Lüdenscheidt: „Herr Doktor Kloebner!“

Kloebner: „Herr Müller-Lüdenscheidt!“

Müller-Lüdenscheidt: „Akademiker wollen Sie sein? Ha.“

Kloebner: „Also, was ist jetzt?“

Müller-Lüdenscheidt: „Ich lasse das Wasser heraus, wenn Sie die Ente hereinlassen.“

Kloebner: „Ich nehme meine Ente herein.“

Müller-Lüdenscheidt: „Wo ist der Stöpsel?“

Kloebner: „Sie sitzen drauf. Wissen Sie eigentlich, dass viele Menschen überhaupt kein Bad besitzen?“

Müller-Lüdenscheidt: „Ach, Sozi sind Sie wohl auch noch?“

Kloebner: „Herr Müller-Lüdenscheidt!“

Müller-Lüdenscheidt: „Herr Doktor Kloebner! Also lassen Sie die Ente in Gottes Namen herein.“

Kloebner: „Nein, mit Ihnen teilt meine Ente das Wasser nicht.“ (Loriot (1978) 2007)

Ich fasse den Wasserstand unserer Fremdwanne zusammen:

Lachen als Distanzierung ist auch immer eine Form der situativen und hochgradig spontanen Einlassung, der Resonanzklänge des Herzens, mit der – wenn man sich im Lachen versteht, was sich – so Plessner – „*aus der Zugewandtheit des Lachenden zur Gemeinschaft erklärt(t), da er Mitlachen braucht, um seines Lachens ganz froh zu werden*“ (Plessner (1941) 1993: 175) – ein gemeinsames, die Welt anders begreifendes Verständnis erzeugen lässt, ein spontanes, zunächst nur vorrübergehendes Gleichgewicht in der Sinnordnung der Anwesenden hergestellt werden kann. Der durch die sich ihm offenbarenden „unausgleichbare Mehrsinnigkeit“ erfasste „Geist in Krise“ wird im sich schüttelnden Körper sichtbar, dem Ergriffen sein, dem Herausplatzen. Er beruhigt sich sozusagen im und durch Lachen, und findet ein neues Gleichgewicht, vielleicht auch eine neue Möglichkeit der Anknüpfung an eine Sinnordnung.

Der Bremer Kulturwissenschaftler und Komikforscher Rainer Stollmann fasst es wunderbar so zusammen:

„*Lachen ist die Nichtanerkennung der Zusammenhangslosigkeit oder Sinnlosigkeit. Es ist das Beharren auf Zusammenhang, auch wenn viel oder alles dagegen spricht.*“ (Stollmann 1997: 65)

## Ausblick

Ein vorläufiger Schluss: Was können wir über das Lachen, was können wir auch mit Lachen erkennen? Gibt es eine Kunst des heiteren Erkennens oder macht es überhaupt Sinn, dass wir uns mit dem Lachen in der Forschung auseinandersetzen?

Wenn sogar der eingangs zitierte kluge Denker Adorno in seinen seminaristischen Übungen vermutlich scheiterte, bleibt das Unterfangen, das Lachen in Vernunft und Methode zu erkennen, ein Wagnis. Was aber bringt uns das ganz praktische Lachen im Versuch um seriöse, intersubjektiv nachvollziehbar Forschung, die sich ganz sicher nicht lächerlich machen will?

Von unserem Umherschweifen durch das philosophische und soziologische Gelände nehmen Sie, nehmt ihr, vielleicht mit, dass dem Lachen der Zug des machtvollen Lächerlich-Machens anhängt. Dass es uns also anzeigt, wo etwas die gute Ordnung und das Feld des Erwarteten verlässt. Es ist ein Kontrollverlust, der uns bebend mitnimmt in die Einsicht der unkontrollierbaren Welt. Mit dieser Erkenntnis in unsere Daten zu blicken, zeigt uns, dass Lachen die nötige Distanz zu unseren Forschungsdaten schafft und somit recht eigentlich als Bedingung der Erkenntnis scheint. Mit dem forschenden Lachen könnte eine kleine, befreiende Subversion einhergehen, die anderes in den Daten zum Vorschein bringt, das Dahinterliegende, Versteckte, welches den herrschenden und offiziellen Wirklichkeiten verborgen bleibt, ihnen vielleicht sogar widerspricht. Das wäre eine wahrhaftige Erkenntnis: Wenn sich das Ausgegrenzte, Tabuisierte, Unterdrückte in das Licht der Wahrheit hervorlachen ließe!

Aber von solcherlei methodischer Technokratie sind wir mit dir, lieber Andreas, selbstredend ganz weit entfernt. Wir bleiben dem Diktum, dass jeglicher Methodenzwang zur ernsthaften Selbstverdummung führen kann, treu. Und es wäre doch in der Tat lachhaft, zu meinen, man könne beim sich Hinschmeißen vor Lachen, in diesem Momentum einer zum Abgrund ziehenden körperlich-leiblichen Bewegung, eine kühle, methodisch abgesicherte erkenntnisleitende Übersicht gewinnen.

Bleiben wir also bescheiden und großenwahnsinnig zugleich, ganz wie es sich für Lachforscher:innen gehört. Weinen wir dem Lachen mit Andreas einige Tränen nach und sind doch fröhlich, uns mit dir, lieber Andreas, über deine neuen baldigen Freiheiten zu freuen. Es bleibt ein verheißungsvolles Rätsel, auf die erhebenden Stunden in der Forschungswerkstatt zurück zu schauen: Was – um alle Welt – nur war so ungemein erheiternd?

Und wir hoffen natürlich sehr, einfach um uns unserer selbst in den zerfließenden Gedankenströmen zu versichern, in Rekurs auf Odo Marquart (1993: 15), dass das Lachen nicht,

*„das Störende gegenüber der Vernunft“ ist, sondern vielmehr Zitat: „der Modellfall dessen, was Vernunft ist, denn die Vernunft - die merkende Vernunft - macht just dasselbe. Nämlich, bemerken dessen, was auch noch ist, noch dazugehört; also: mehr sehen und überblicken als der Unvernünftige“*

Bleiben wir dann auch weiterhin ganz entgegen der allgemeinen Auffassung der nüchternen und stets ernsten akademischen Vernunft höchst vernünftig, lachen und weinen wir mit Leib und Seele zu allem, „was auch noch ist, noch dazugehört.“ Das wünschen wir dir und uns allen hier, ganz im Ernst.

Wir werden das ganz besondere Lachen mit dir, lieber Andreas, schlicht nicht zu fassen bekommen. Es ist ein liminales, gleichsam geheimnisvolles Ereignis.

In diesem Sinne wünschen wir dir ganz herzlich, einen wundervollen Übergang in andere, außeruniversitäre Heiterkeiten, eine lachende Transformation mit ganz eigenen Erkenntnissen.

Vielen Dank für eure und Ihre Aufmerksamkeit!

# Literatur

Bergson, Henri (1993) [1900]: Lachen (Auszug). In: Dietzsch, Steffen (Hrsg.), Luzifer lacht. Reclam Leipzig, S. 33-69.

Dietzsch, Steffen, Marquard, Odo (1993): Einleitung. "Das Lachen ist die kleine Theodizee." Odo Marquard im Gespräch mit Steffen Dietzsch In: Dietzsch, Steffen (Hrsg.), Luzifer lacht. Reclam Leipzig, S. 8-21.

Foucault, Michel (2022) [1961]: Wahnsinn und Gesellschaft: eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. 25. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goffman, Erving (1996) [1977]: Rahmenanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (2006) [1944]: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer Wissenschaft.

Kant, Imanuel (1790) [1977]: Werke in zwölf Bänden. Band 10, Frankfurt am Main: Fischer Wissenschaft.

Kotthoff, Helga (2024): Loriot, sein elaborierter Code, Gender und die Komik der Seitenkicks. In: Bers, Anna; Hillebrandt, Claudia (Hrsg.), Loriot und die Bundesrepublik. Berlin, Boston: De Gruyter, S. 221-236.  
<https://doi.org/10.1515/9783111004099-017>

Loriot: (2007): Herren im Bad und sechs andere dramatische Geschichten. Zürich: Diogenes

Marquart, Odo (1993): Einleitung. Das Lachen ist die kleine Theodizee. Ode Marquart im Gespräch mit Steffen Dietzsch. In: Dietzsch, Steffen (Hrsg.), Luzifer lacht. Reclam Leipzig, S. 8-21.

Plessner, Helmut (1993) [1941]: Anlässe des Lachens. In: Dietzsch, Steffen (Hrsg.), Luzifer lacht. Reclam Leipzig, S. 119-175.

Plessner, Helmut (1982) [1941]: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhalten. In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. VII, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 201-387.

Plessner, Helmut (1940): Das Problem vom Lachen und Weinen. *Tijdschrift Voor Philosophie*, 2(2/3), 317–384. Abgerufen am 23.06.24: <http://www.jstor.org/stable/40878780>

Richert, Friedemann (2009): Kleine Geistesgeschichte des Lachens. Darmstadt: WBG.

Ritter, Joachim (1993) [1940]: Über das Lachen. In: Dietzsch, Steffen (Hrsg.), *Luzifer lacht*. Reclam Leipzig, S. 92-118.

Schörle, Eckart (2003): Das Lach-Seminar. Anmerkungen zu Theorie und Praxis bei Adorno. *WerkstattGeschichte 35*, Ergebnisse Verlag, Hamburg, S. 99-108.

Stollmann, Rainer (1997): Groteske der Aufklärung. Studien zu Natur und Kultur des Lachens. Stuttgart: M und P, Verlag für Wissenschaft und Forschung.